

Verlautbarungen  
des Apostolischen Stuhls

Nr. 172

---

Ansprache von Papst Benedikt XVI.  
an das Kardinalskollegium und  
die Mitglieder der Römischen Kurie  
beim Weihnachtsempfang

22. Dezember 2005

**Ansprache von Papst Benedikt XVI.  
an das Kardinalskollegium und  
die Mitglieder der Römischen Kurie  
beim Weihnachtsempfang**

22. Dezember 2005

Ansprache von Papst Benedikt XVI. an das Kardinalskollegium und die Mitglieder der Römischen Kurie beim Weihnachtsempfang.

© Copyright 2006 – Libreria Editrice Vaticana

*Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 172. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2006.*

---

Meine Herren Kardinäle,  
hochwürdige Mitbrüder im Bischofs- und Priesteramt,  
liebe Brüder und Schwestern!

„*Expurgiscere, homo: quia pro te Deus factus est homo* – Erwache, o Mensch; denn für dich ist Gott Mensch geworden“ (Augustinus, *Reden*, 185). Mit dieser Aufforderung des hl. Augustinus, den wahren Sinn des Geburtsfestes Christi zu erfassen, beginne ich jetzt vor dem nahen Weihnachtsfest meine Begegnung mit euch, liebe Mitarbeiter der Römischen Kurie. An jeden von euch richte ich meinen herzlichen Gruß und danke euch für eure Treue und Zuneigung, die der Dekan des Kardinalskollegiums in sehr eindrückliche Worte gefasst hat, wofür ich ihm danke. Gott ist für uns Mensch geworden: Das ist die Botschaft, die in jedem Jahr von der stillen Grotte in Betlehem ausgeht und jeden noch so abgelegenen Teil der Erde erreicht. Weihnachten ist das Fest des Lichtes und des Friedens, es ist ein Tag innerer Ergriffenheit und Freude, die das Universum erfüllt, denn „Gott ist Mensch geworden“. Von der armseiligen Grotte in Betlehem aus wendet sich der ewige Sohn Gottes, der zu einem kleinen Kind geworden ist, an jeden von uns: Er spricht uns an, er lädt uns ein, in ihm neu geboren zu werden, damit wir zusammen mit ihm für alle Ewigkeit in der Gemeinschaft der Heiligen Dreifaltigkeit leben können.

Das Herz erfüllt von der Freude, die diesem Bewusstsein entspringt, gehen wir in Gedanken zurück zu den Geschehnissen des Jahres, das nun zu Ende geht. Hinter uns liegen große Ereignisse, die im Leben der Kirche tiefe Spuren hinterlassen haben. Ich denke dabei vor allem an den Tod unseres geliebten Heiligen Vaters Johannes Paul II., dem ein langer Leidensweg und der schrittweise Verlust der Sprachfähigkeit vorausgegangen ist. Kein Papst hat so viele Texte hinterlassen wie er; kein

Papst vor ihm hat wie er die ganze Welt besuchen und unmittelbar zu den Menschen aller Erdteile sprechen können. Aber am Ende wurde ihm ein Weg des Leidens und des Schweigens zuteil. Uns bleiben die Bilder vom Palmsonntag unvergesslich, als er mit dem Ölzweig in der Hand und vom Schmerz gezeichnet am Fenster stand und uns den Segen des Herrn erteilte, im Begriff, den Weg zum Kreuz anzutreten. Dann sah man ihn in seiner Privatkapelle, wo er mit dem Kruzifix in der Hand am Kreuzweg im Kolosseum teilnahm, wo er viele Male an der Spitze der Prozession gestanden und selbst das Kreuz getragen hatte. Schließlich folgte der stumme Segen am Ostersonntag, in dem wir durch allen Schmerz hindurch die Verheißung der Auferstehung, des ewigen Lebens leuchten sahen. Der Heilige Vater hat uns in seinen Worten und Werken große Dinge geschenkt; aber nicht weniger wichtig ist die Lektion, die er uns vom Lehrstuhl des Leidens und des Schweigens aus erteilt hat. In seinem letzten Buch „*Erinnerung und Identität*“ (Weltbild Buchverlag 2005) hat er uns eine Deutung des Leidens hinterlassen, die keine theologische oder philosophische Theorie ist, sondern eine Frucht, die auf seinem persönlichen Leidensweg herangereift ist, den er mit dem Halt, den ihm der Glauben an den gekreuzigten Herrn geschenkt hat, gegangen ist. Diese im Glauben erarbeitete Deutung, die seinem Leiden, das er in Gemeinschaft mit dem Leiden des Herrn durchlebte, einen Sinn verlieh, sprach durch seinen stummen Schmerz und verwandelte diesen in eine großartige Botschaft. Sowohl am Anfang als auch noch einmal am Ende des erwähnten Buches zeigt der Papst sich tief beeindruckt von der Macht des Bösen, die wir im soeben zu Ende gegangenen Jahrhundert auf dramatische Weise erfahren mussten. Er sagt wörtlich: „Das Böse des 20. Jahrhunderts war nicht ein Übel in Kleinformat ... Es war ein Übel von gigantischen Ausmaßen, ein Übel, das sich der staatlichen Strukturen bedient hat, um sein unheilvolles Werk zu voll-

---

den, ein Übel, das zum System erhoben wurde“ (S. 207 f.) Ist das Böse denn unüberwindlich? Ist es wirklich die letzte Macht der Geschichte? Aufgrund seiner Erfahrung mit dem Bösen war die Frage nach der Erlösung für Papst Wojtyła zur eigentlichen und zentralen Frage seines Lebens und Denkens als Christ geworden. Gibt es eine Grenze, an der die Macht des Bösen zunichte wird? Ja, es gibt sie, antwortet der Papst in diesem Buch und auch in seiner Enzyklika über die Erlösung. Die Macht, die dem Bösen eine Grenze setzt, ist die göttliche Barmherzigkeit. Der Gewalt, der Überheblichkeit des Bösen stellt sich in der Geschichte – als „das ganz andere“ Gottes, als Gottes eigene Macht – die göttliche Barmherzigkeit entgegen. Das Lamm ist stärker als der Drache, könnten wir mit dem Buch der Offenbarung sagen.

Am Ende des Buches hat Johannes Paul II. im Rückblick auf das Attentat vom 13. Mai 1981 und auch auf der Grundlage der Erfahrungen, die er auf seinem Weg mit Gott und der Welt gemacht hat, diese Antwort noch weiter vertieft. Die Grenze, die der Gewalt des Bösen gesetzt ist, die Macht, die es endgültig besiegt, ist – so sagt er – das Leiden Gottes, das Leiden des Gottessohnes am Kreuz: „Das Leiden des gekreuzigten Gottes ist nicht nur eine Form des Leidens neben den anderen ... Christus hat, indem er für uns alle litt, dem Leiden einen neuen Sinn verliehen, er hat es in eine neue Dimension erhoben, in eine neue Ordnung eingeführt: in die Ordnung der Liebe ... Die Passion Christi am Kreuz hat dem Leiden einen radikal neuen Sinn verliehen, es von innen her verwandelt ... Es ist das Leiden, welches das Böse mit der Flamme der Liebe verbrennt und aufzehrt ... Jedes menschliche Leiden, jeder Schmerz, jede Gebrechlichkeit birgt eine Verheißung des Heiles ... in sich ... All dieses Böse existiert in der Welt auch, um in uns die Liebe zu erwecken, die eine Selbsthingabe ist ... im ... Dienst an denen, die vom Leiden heimgesucht sind ... Christus ist der Erlöser der

Welt: ‚Durch seine Wunden sind wir geheilt‘ (*Jes 53,5*)“ (S. 208 f.). All dies ist nicht nur gelehrte Theologie, sondern Ausdruck eines im Leiden gelebten und zur Reife gekommenen Glaubens. Sicher, wir müssen alles tun, um Leid zu mildern und Ungerechtigkeit, durch die Unschuldige leiden müssen, zu verhindern. Wir müssen jedoch auch alles tun, damit die Menschen den Sinn des Leidens erkennen können und so in die Lage sind, das eigene Leiden anzunehmen und es mit dem Leiden Christi zu vereinen. Auf diese Weise wird ihr Leiden eins mit der erlösenden Liebe und folglich zu einer Kraft gegen das Böse in der Welt. Die Reaktion, die die ganze Welt auf den Tod des Papstes zeigte, war eine ergreifende Dankesbezeugung dafür, dass er sich in seinem Dienst ganz Gott übergeben hatte für die Welt. Es war der Dank dafür, dass er uns in einer von Hass und Gewalt erfüllten Welt wieder gelehrt hat, zu lieben und für andere Menschen zu leiden; er hat uns sozusagen in seiner Person den Erlöser, die Erlösung gezeigt, und er hat uns die Gewissheit gegeben, dass das Böse wirklich nicht das letzte Wort in der Welt hat.

Zwei weitere Ereignisse, die noch von Papst Johannes Paul II. in die Wege geleitet wurden, möchte ich jetzt, wenn auch nur kurz, erwähnen: Es handelt sich um den *Weltjugendtag in Köln und die Bischofssynode zur Eucharistie*, die zugleich das von Johannes Paul II. eröffnete Jahr der Eucharistie abgeschlossen hat.

### *Weltjugendtag in Köln*

Der *Weltjugendtag* ist allen, die dabei gewesen sind, als großes Geschenk in Erinnerung geblieben. Über eine Million jugendlicher haben sich in der Stadt Köln, die am Rhein liegt, und in den umliegenden Städten versammelt, um gemeinsam das Wort Gottes zu hören, um gemeinsam zu beten, um die Sakramente

---

der Versöhnung und der Eucharistie zu empfangen, um gemeinsam zu singen und zu feiern, um sich des Lebens zu freuen und um den Herrn in der Eucharistie in den großen Begegnungen am Samstagabend und am Sonntag anzubeten und zu empfangen. In diesen Tagen herrschte einfach Freude. Außer Ordnungsdiensten hatte die Polizei nichts zu tun – der Herr hatte seine Familie versammelt, wobei alle Grenzen und Schranken spürbar überwunden wurden, und er hat uns seine Gegenwart in der großen Gemeinschaft untereinander erfahren lassen. Das Motto, das für jene Tage gewählt worden war – „Wir sind gekommen, um ihn anzubeten“ –, enthielt zwei große Bilder, die von Anfang an die Voraussetzungen schufen, den richtigen Zugang zu finden. Da war vor allem das Bild der Pilgerreise, das Bild des Menschen, der über seine Geschäfte und seinen Alltag hinausblickt und sich auf die Suche macht nach seiner wahren Bestimmung, nach der Wahrheit, nach dem rechten Leben, nach Gott. Dieses Bild des Menschen, der sich auf dem Weg zum Ziel des Lebens befindet, enthielt noch zwei weitere deutliche Anspielungen. Da war vor allem die Aufforderung, die Welt, die uns umgibt, nicht nur als Rohmaterial, mit dem wir etwas machen können, zu betrachten, sondern zu versuchen, in ihr die „Handschrift des Schöpfers“ zu entdecken, die schöpferische Vernunft und die Liebe, aus der die Welt entstanden ist und von der das Universum zu uns spricht, wenn wir aufmerksam sind, wenn unsere inneren Sinne erwachen und Wahrnehmungskraft für die tieferen Dimensionen der Wirklichkeit gewinnen. Als zweites Element kam dann die Aufforderung hinzu, der geschichtlichen Offenbarung Gehör zu schenken, die allein für uns der Schlüssel zum Verständnis des stillen Geheimnisses der Schöpfung ist, indem sie uns konkret den Weg zum wahren Herrn der Welt und der Geschichte zeigt, der sich in der Armut des Stalls von Betlehem verbirgt. Das andere im Motto des *Weltjugendtags* enthaltene Bild war der anbetende Mensch:

„Wir sind gekommen, um ihn anzubeten“. Vor jedem Handeln und jeder Veränderung der Welt muss die Anbetung stehen. Nur sie macht uns wirklich frei; nur sie gibt uns die Kriterien für unser Handeln. Gerade in einer Welt, in der die Kriterien, die Orientierung bieten, immer weniger werden und die Gefahr besteht, dass jeder nur sich selbst zum Kriterium nimmt, ist es sehr wichtig, die Anbetung hervorzuheben. Allen, die dabei gewesen sind, bleibt das tief erlebte Schweigen jener Million Jugendlicher unvergesslich, ein Schweigen, das uns alle vereinte und unsere Herzen erhob, als der Herr im Sakrament auf dem Altar ausgesetzt wurde. Wir bewahren die Bilder von Köln in unseren Herzen: Sie sind ein Fingerzeig, der weiterwirkt. Ohne einzelne Namen zu nennen, möchte ich bei dieser Gelegenheit allen danken, die den Weltjugendtag ermöglicht haben; vor allem aber danken wir gemeinsam dem Herrn, denn nur er konnte uns jene Tage so schenken, wie wir sie erlebt haben.

Das Wort „Anbetung“ leitet über zum zweiten großen Ereignis, über das ich sprechen möchte: die *Bischofssynode* und das *Jahr der Eucharistie*. Papst Johannes Paul II. hatte uns in der Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* und im Apostolischen Schreiben *Mane nobiscum Domine* bereits die grundlegenden Anleitungen dafür gegeben und hatte gleichzeitig mit seiner persönlichen Erfahrung des eucharistischen Glaubens die Lehre der Kirche konkret umgesetzt. Darüber hinaus hatte die Kongregation für den Gottesdienst die eng mit der Enzyklika verbundene Instruktion *Redemptionis Sacramentum* veröffentlicht, die als praktische Hilfe bei der richtigen Umsetzung der *Konzilskonstitution über die Liturgie und der Liturgiereform* dienen soll. War es darüber hinaus wirklich möglich, noch etwas Neues zu sagen, das Lehrgebäude noch weiterzuentwickeln? Gerade das war die große Erfahrung, die die Synode machte, als sie sah, dass sich in den Beiträgen der Synodenväter der Reichtum des eucharistischen Lebens der Kirche von heute abzeichnete und

---

deutlich wurde, wie unerschöpflich ihr eucharistischer Glaube ist. Das, was die Synodenväter gedacht und zum Ausdruck gebracht haben, muss in enger Verbindung mit den „*Propositiones*“ der Synode in einem nachsynodalen Schreiben veröffentlicht werden. Ich möchte hier nur noch einmal den Punkt unterstreichen, den wir eben bereits im Zusammenhang mit dem Weltjugendtag erwähnt haben: die Anbetung des auferstandenen Herrn, der in der Eucharistie in Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, als Gott und Mensch gegenwärtig ist. Es berührt mich tief, zu sehen, wie überall in der Kirche die Freude der eucharistischen Anbetung neu erwacht und ihre Früchte zeigt. Zur Zeit der Liturgiereform wurden oft die Messe und die Anbetung außerhalb der Messe als Gegensätze betrachtet: einer damals weit verbreiteten Auffassung zufolge sei uns das eucharistische Brot nicht gegeben worden, um betrachtet, sondern um verzehrt zu werden. In der Gebetserfahrung der Kirche hat sich inzwischen gezeigt, dass es nicht sinnvoll ist, eine solche Unterscheidung vorzunehmen. Schon Augustinus hat gesagt: „... *nemo autem illam carnem manducat, nisi prius adoraverit; ... peccemus non adorando* – Niemand isst dieses Fleisch, ohne es vorher anzubeten; ... wir würden sündigen, wenn wir es nicht anbeteten“ (vgl. *Enarr. in Ps 98,9*; CCL XXXIX, 1385). In der Tat empfangen wir in der Eucharistie nicht einfach irgendetwas. Die Eucharistie ist die Begegnung und Vereinigung von Personen; die Person jedoch, die uns entgegenkommt und mit uns eins zu werden wünscht, ist der Sohn Gottes. Eine solche Vereinigung kann nur in der Anbetung stattfinden. Die Eucharistie zu empfangen bedeutet, den anzubeten, den wir empfangen. Genau so und nur so werden wir eins mit ihm. Daher ist die Entwicklung der eucharistischen Anbetung in der Form, wie sie sich im Verlauf des Mittelalters herausgebildet hat, eine Konsequenz des eucharistischen Geheimnisses selbst und besitzt einen starken inneren Zusammenhang mit diesem: Nur in

der Anbetung kann eine tiefe und echte Aufnahme der Eucharistie heranreifen. Und eben in dieser persönlichen Begegnung mit dem Herrn reift dann auch die Sendung im zwischenmenschlichen Bereich heran, die in der Eucharistie enthalten ist und die nicht nur die Barrieren zwischen dem Herrn und uns beseitigen will, sondern auch und vor allem die Barrieren, die uns Menschen voneinander trennen.

Das letzte Ereignis dieses Jahres, bei dem ich bei dieser Gelegenheit verweilen möchte, ist der Abschluss des *Zweiten Vatikanischen Konzils* vor 40 Jahren. Dieser Anlass lässt Fragen aufkommen: Welches Ergebnis hatte das Konzil? Ist es richtig rezipiert worden? Was war an der Rezeption des Konzils gut, was unzulänglich oder falsch? Was muss noch getan werden? Niemand kann leugnen, dass in weiten Teilen der Kirche die Konzilsrezeption eher schwierig gewesen ist, auch wenn man auf das, was in diesen Jahren geschehen ist, nicht die Schilderung der Situation der Kirche nach dem Konzil von Nizäa, die der große Kirchenlehrer Basilius uns gegeben hat, übertragen will: Er vergleicht die Situation mit einer Schiffsschlacht in stürmischer Nacht und sagt unter anderem: „Das heisere Geschrei derer, die sich im Streit gegeneinander erheben, das unverständliche Geschwätz, die verworrenen Geräusche des pausenlosen Lärms, all das hat fast schon die ganze Kirche erfüllt und so durch Hinzufügungen oder Auslassungen die rechte Lehre der Kirche verfälscht ...“ (vgl. *De Spiritu Sancto*, XXX, 77; PG32, 213 A; Sch 17bis, S. 524). Wir wollen dieses dramatische Bild nicht direkt auf die nachkonziliare Situation übertragen, aber etwas von dem, was geschehen ist, kommt darin zum Ausdruck. Die Frage taucht auf, warum die Rezeption des Konzils in einem großen Teil der Kirche so schwierig gewesen ist. Nun ja, alles hängt ab von einer korrekten Auslegung des Konzils oder – wie wir heute sagen würden – von einer korrekten Hermeneutik, von seiner korrekten Deutung

und Umsetzung. Die Probleme der Rezeption entsprangen der Tatsache, dass zwei gegensätzliche Hermeneutiken miteinander konfrontiert wurden und im Streit lagen. Die eine hat Verwirrung gestiftet, die andere hat Früchte getragen, was in der Stille geschah, aber immer deutlicher sichtbar wurde, und sie trägt auch weiterhin Früchte. Auf der einen Seite gibt es eine Auslegung, die ich „Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruches“ nennen möchte; sie hat sich nicht selten das Wohlwollen der Massenmedien und auch eines Teiles der modernen Theologie zunutze machen können. Auf der anderen Seite gibt es die „Hermeneutik der Reform“, der Erneuerung des einen Subjekts Kirche, die der Herr uns geschenkt hat, unter Wahrung der Kontinuität; die Kirche ist ein Subjekt, das mit der Zeit wächst und sich weiterentwickelt, dabei aber immer sie selbst bleibt, das Gottesvolk als das eine Subjekt auf seinem Weg. Die Hermeneutik der Diskontinuität birgt das Risiko eines Bruches zwischen vorkonziliarer und nachkonziliarer Kirche in sich. Ihre Vertreter behaupten, dass die Konzilstexte als solche noch nicht wirklich den Konzilsgeist ausdrückten. Sie seien das Ergebnis von Kompromissen, die geschlossen wurden, um Einmütigkeit herzustellen, wobei viele alte und inzwischen nutzlos gewordene Dinge mitgeschleppt und wieder bestätigt werden mussten. Nicht in diesen Kompromissen komme jedoch der wahre Geist des Konzils zum Vorschein, sondern im Elan auf das Neue hin, das den Texten zugrunde liege: nur in diesem Elan liege der wahre Konzilsgeist, und hier müsse man ansetzen und dementsprechend fortfahren. Eben weil die Texte den wahren Konzilsgeist und seine Neuartigkeit nur unvollkommen zum Ausdruck brächten, sei es notwendig, mutig über die Texte hinauszugehen und dem Neuen Raum zu verschaffen, das die tiefere, wenn auch noch nicht scharf umrissene Absicht des Konzils zum Ausdruck bringe. Mit einem Wort, man solle nicht den Konzilstexten, sondern ihrem Geist folgen. Unter diesen

Umständen entsteht natürlich ein großer Spielraum für die Frage, wie dieser Geist denn zu umschreiben sei, und folglich schafft man Raum für Spekulationen. Damit missversteht man jedoch bereits im Ansatz die Natur eines Konzils als solchem. Es wird so als eine Art Verfassung gebende Versammlung betrachtet, die eine alte Verfassung außer Kraft setzt und eine neue schafft. Eine Verfassung gebende Versammlung braucht jedoch einen Auftraggeber und muss dann von diesem Auftraggeber, also vom Volk, dem die Verfassung dienen soll, ratifiziert werden. Die Konzilsväter besaßen keinen derartigen Auftrag, und niemand hatte ihnen jemals einen solchen Auftrag gegeben; es konnte ihn auch niemand geben, weil die eigentliche Kirchenverfassung vom Herrn kommt, und sie uns gegeben wurde, damit wir das ewige Leben erlangen und aus dieser Perspektive heraus auch das Leben in der Zeit und die Zeit selbst erleuchten können. Die Bischöfe sind durch das Sakrament, das sie erhalten haben, Treuhänder der Gabe des Herrn. Sie sind „Verwalter von Geheimnissen Gottes“ (1 Kor 4,1); als solche müssen sie als „treu und klug“ (vgl. Lk 12,41–48) befunden werden. Das heißt, dass sie die Gabe des Herrn in rechter Weise verwalten müssen, damit sie nicht in irgendeinem Versteck verborgen bleibt, sondern Früchte trägt, und der Herr am Ende zum Verwalter sagen kann: „Weil du im Kleinsten treu gewesen bist, will ich dir eine große Aufgabe übertragen“ (vgl. Mt 25,14–30; Lk 19,11–27). In diesen biblischen Gleichnissen wird die Dynamik der Treue beschrieben, die im Dienst des Herrn wichtig ist, und in ihnen wird auch deutlich, wie in einem Konzil Dynamik und Treue eins werden müssen.

Der Hermeneutik der Diskontinuität steht die Hermeneutik der Reform gegenüber, von der zuerst Papst Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsansprache zum Konzil am 11. Oktober 1962 gesprochen hat und dann Papst Paul VI. in der *Abschlussansprache am 7. Dezember 1965*. Ich möchte hier nur die wohlbe-

---

kannten Worte Johannes' XXIII. zitieren, die diese Hermeneutik unmissverständlich zum Ausdruck bringen, wenn er sagt, dass das Konzil „die Lehre rein und vollständig übermitteln will, ohne Abschwächungen oder Entstellungen“ und dann fortfährt: „Unsere Pflicht ist es nicht nur, dieses kostbare Gut zu hüten, so als interessierte uns nur das Altherwürdige an ihm, sondern auch, uns mit eifrigem Willen und ohne Furcht dem Werk zu widmen, das unsere Zeit von uns verlangt ... Es ist notwendig, die unumstößliche und unveränderliche Lehre, die treu geachtet werden muss, zu vertiefen und sie so zu formulieren, dass sie den Erfordernissen unserer Zeit entspricht. Eine Sache sind nämlich die Glaubensinhalte, also die in unserer ehrwürdigen Lehre enthaltenen Wahrheiten, eine andere Sache ist die Art, wie sie formuliert werden, wobei ihr Sinn und ihre Tragweite erhalten bleiben müssen“ (*S. Oec. Conc. Vat. II Constitutiones Decreta Declarationes*, 1974, S. 863–65). Es ist klar, dass der Versuch, eine bestimmte Wahrheit neu zu formulieren, es erfordert, neu über sie nachzudenken und in eine neue, lebendige Beziehung zu ihr zu treten; es ist ebenso klar, dass das neue Wort nur dann zur Reife gelangen kann, wenn es aus einem bewussten Verständnis der darin zum Ausdruck gebrachten Wahrheit entsteht, und dass die Reflexion über den Glauben andererseits auch erfordert, dass man diesen Glauben lebt. In diesem Sinne war das Programm, das Papst Johannes XXIII. vorgegeben hat, äußerst anspruchsvoll, wie auch die Verbindung von Treue und Dynamik anspruchsvoll ist. Aber überall dort, wo die Rezeption des Konzils sich an dieser Auslegung orientiert hat, ist neues Leben gewachsen und sind neue Früchte herangereift. 40 Jahre nach dem Konzil können wir die Tatsache betonen, dass seine positiven Folgen größer und lebenskräftiger sind, als es in der Unruhe der Jahre um 1968 den Anschein haben konnte. Heute sehen wir, dass der gute Same, auch wenn er sich langsam entwickelt, dennoch wächst,

und so wächst auch unsere tiefe Dankbarkeit für das Werk, das das Konzil vollbracht hat.

Paul VI. hat dann in seiner *Abschlussrede zum Konzil* noch einen speziellen Grund aufgezeigt, warum eine Hermeneutik der Diskontinuität überzeugend erscheinen könnte. In der großen Kontroverse um den Menschen, die bezeichnend ist für die Moderne, musste das Konzil sich besonders dem Thema der Anthropologie widmen. Es musste über das Verhältnis zwischen der Kirche und ihrem Glauben auf der einen und dem Menschen und der heutigen Welt auf der anderen Seite nachdenken (*ibd.*, S. 1066 f.). Das Problem wird noch deutlicher, wenn wir anstatt des allgemeinen Terminus „heutige Welt“ ein anderes, treffenderes Wort wählen: Das Konzil musste das Verhältnis von Kirche und Moderne neu bestimmen. Dieses Verhältnis hatte mit dem Prozess gegen Galilei einen sehr problematischen Anfang genommen. Es war im Folgenden vollkommen zerbrochen, als Kant die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ beschrieb und als in der radikalen Phase der Französischen Revolution ein Staats- und Menschenbild Verbreitung fand, das der Kirche und dem Glauben praktisch keinen Raum mehr zugestehen wollte. Der Zusammenstoß des Glaubens der Kirche mit einem radikalen Liberalismus und auch mit den Naturwissenschaften, die sich anmaßten, mit ihren Kenntnissen die ganze Wirklichkeit bis zu ihrem Ende zu erfassen, und sich fest vorgenommen hatten, die „Hypothese Gott“ überflüssig zu machen, hatte im 19. Jahrhundert seitens der Kirche unter Pius IX. zu harten und radikalen Verurteilungen eines solchen Geistes der Moderne geführt. Es gab somit scheinbar keinen Bereich mehr, der offen gewesen wäre für eine positive und fruchtbare Verständigung, und diese wurde von denjenigen, die sich als Vertreter der Moderne fühlten, auch drastisch abgelehnt. In der Zwischenzeit hatte jedoch auch die Moderne Entwicklungen durchgemacht. Man merkte, dass die amerikanische Revolution

ein modernes Staatsmodell bot, das anders war als das, welches die radikalen Tendenzen, die aus der zweiten Phase der französischen Revolution hervorgegangen waren, entworfen hatten. Die Naturwissenschaften begannen, immer klarer über die eigenen Grenzen nachzudenken, die ihnen von ihrer eigenen Methode auferlegt wurden, die, auch wenn sie große Dinge vollbrachte, dennoch nicht in der Lage war, die gesamte Wirklichkeit zu erfassen. So begannen beide Seiten, immer mehr Offenheit füreinander zu zeigen. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und verstärkt nach dem Zweiten Weltkrieg hatten katholische Staatsmänner bewiesen, dass es einen säkularen modernen Staat geben kann, der dennoch nicht wertneutral ist, sondern sein Leben aus den großen Quellen christlicher Ethik schöpft. Die katholische Soziallehre, die sich nach und nach entwickelt hatte, war zu einem wichtigen Modell neben dem radikalen Liberalismus und der marxistischen Staatstheorie geworden. Die Naturwissenschaften, die sich rückhaltlos zu einer eigenen Methode bekannten, in der Gott keinen Zugang hatte, merkten immer deutlicher, dass diese Methode nicht die volle Wirklichkeit umfasste, und öffneten daher Gott wieder die Türen, da sie wussten, dass die Wirklichkeit größer ist als die naturwissenschaftliche Methode und das, was mit dieser erfasst werden kann. Man könnte sagen, dass sich drei Fragenkreise gebildet hatten, die jetzt, zur Zeit des Zweiten Vaticanums, auf eine Antwort warteten. Vor allem war es notwendig, das Verhältnis von Glauben und modernen Wissenschaften neu zu bestimmen; das galt übrigens nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auch für die Geschichtswissenschaft, weil in einer gewissen Schule die Vertreter der historisch-kritischen Methode das letzte Wort in der Bibelauslegung für sich in Anspruch nahmen und sich – da sie behaupteten, das einzig mögliche Schriftverständnis zu besitzen – in wichtigen Punkten der Auslegung, die dem Glauben der Kirche erwachsen war, wider-

setzten. Zweitens musste das Verhältnis von Kirche und modernem Staat neu bestimmt werden, einem Staat, der Bürgern verschiedener Religionen und Ideologien Platz bot, sich gegenüber diesen Religionen unparteiisch verhielt und einfach nur die Verantwortung übernahm für ein geordnetes und tolerantes Zusammenleben der Bürger und für ihre Freiheit, die eigene Religion auszuüben. Damit war drittens ganz allgemein das Problem der religiösen Toleranz verbunden – und das verlangte eine Neubestimmung des Verhältnisses von christlichem Glauben und Weltreligionen. Angesichts der jüngsten Verbrechen, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft geschehen waren, und überhaupt im Rückblick auf eine lange und schwierige Geschichte musste besonders das Verhältnis der Kirche zum Glauben Israels neu bewertet und bestimmt werden.

All diese Themen sind von großer Tragweite – es waren die großen Themen der zweiten Konzilshälfte –, und es ist in diesem Zusammenhang nicht möglich, sich eingehender mit ihnen zu befassen. Es ist klar, dass in all diesen Bereichen, die in ihrer Gesamtheit ein und dasselbe Problem darstellen, eine Art Diskontinuität entstehen konnte und dass in gewissem Sinne tatsächlich eine Diskontinuität aufgetreten war. Trotzdem stellte sich jedoch heraus, dass, nachdem man zwischen verschiedenen konkreten historischen Situationen und ihren Ansprüchen unterschieden hatte, in den Grundsätzen die Kontinuität nicht aufgegeben worden war – eine Tatsache, die auf den ersten Blick leicht übersehen wird. Genau in diesem Zusammenspiel von Kontinuität und Diskontinuität auf verschiedenen Ebenen liegt die Natur der wahren Reform. Innerhalb dieses Entwicklungsprozesses des Neuen unter Bewahrung der Kontinuität mussten wir lernen – besser, als es bis dahin der Fall gewesen war – zu verstehen, dass die Entscheidungen der Kirche in Bezug auf vorübergehende, nicht zum Wesen gehörende Fragen – zum Beispiel in Bezug auf bestimmte konkrete Formen des Libera-

lismus oder der liberalen Schriftauslegung – notwendigerweise auch selbst vorübergehende Antworten sein mussten, eben weil sie Bezug nahmen auf eine bestimmte in sich selbst veränderliche Wirklichkeit. Man musste lernen, zu akzeptieren, dass bei solchen Entscheidungen nur die Grundsätze den dauerhaften Aspekt darstellen, wobei sie selbst im Hintergrund bleiben und die Entscheidung von innen heraus begründen. Die konkreten Umstände, die von der historischen Situation abhängen und daher Veränderungen unterworfen sein können, sind dagegen nicht ebenso beständig. So können die grundsätzlichen Entscheidungen ihre Gültigkeit behalten, während die Art ihrer Anwendung auf neue Zusammenhänge sich ändern kann. So wird beispielsweise die Religionsfreiheit dann, wenn sie eine Unfähigkeit des Menschen, die Wahrheit zu finden, zum Ausdruck bringen soll und infolgedessen dem Relativismus den Rang eines Gesetzes verleiht, von der Ebene einer gesellschaftlichen und historischen Notwendigkeit auf die ihr nicht angemessene Ebene der Metaphysik erhoben und so ihres wahren Sinnes beraubt, was zur Folge hat, dass sie von demjenigen, der glaubt, dass der Mensch fähig sei, die Wahrheit Gottes zu erkennen und der aufgrund der der Wahrheit innewohnenden Würde an diese Erkenntnis gebunden ist, nicht akzeptiert werden kann. Etwas ganz anderes ist es dagegen, die Religionsfreiheit als Notwendigkeit für das menschliche Zusammenleben zu betrachten oder auch als eine Folge der Tatsache, dass die Wahrheit nicht von außen aufgezwungen werden kann, sondern dass der Mensch sie sich nur durch einen Prozess innerer Überzeugung zu Eigen machen kann. Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit dem Dekret über die Religionsfreiheit einen wesentlichen Grundsatz des modernen Staates anerkannt und übernommen und gleichzeitig ein tief verankertes Erbe der Kirche wieder aufgegriffen. Diese darf wissen, dass sie sich damit in völligem Einvernehmen mit der Lehre Jesu befindet (vgl. *Mt*

22,21), ebenso wie mit der Kirche der Märtyrer, mit den Märtyrern aller Zeiten. Die frühe Kirche hat mit größter Selbstverständlichkeit für die Kaiser und die politisch Verantwortlichen gebetet, da sie dies als ihre Pflicht betrachtete (vgl. 1 *Tim* 2,2); während sie aber für den Kaiser betete, hat sie sich dennoch geweigert, ihn anzubeten und hat damit die Staatsreligion eindeutig abgelehnt. Die Märtyrer der frühen Kirche sind für ihren Glauben an den Gott gestorben, der sich in Jesus Christus offenbart hatte, und damit sind sie auch für die Gewissensfreiheit und für die Freiheit, den eigenen Glauben zu bekennen, gestorben – für ein Bekenntnis, das von keinem Staat aufgezungen werden kann, sondern das man sich nur durch die Gnade Gottes in der Freiheit des eigenen Gewissens zu eigen machen kann. Eine missionarische Kirche, die sich verpflichtet weiß, ihre Botschaft allen Völkern zu verkündigen, muss sich unbedingt für die Glaubensfreiheit einsetzen. Sie will die Gabe der Wahrheit, die für alle Menschen da ist, weitergeben und sichert gleichzeitig den Völkern und ihren Regierungen zu, damit nicht ihre Identität und ihre Kulturen zerstören zu wollen; sie gibt ihnen im Gegenteil die Antwort, auf die sie im Innersten warten – eine Antwort, die die Vielfalt der Kulturen nicht zerstört, sondern die Einheit unter den Menschen und damit auch den Frieden unter den Völkern vermehrt.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat durch die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen dem Glauben der Kirche und bestimmten Grundelementen des modernen Denkens einige in der Vergangenheit gefällte Entscheidungen neu überdacht oder auch korrigiert, aber trotz dieser scheinbaren Diskontinuität hat sie ihre wahre Natur und ihre Identität bewahrt und vertieft. Die Kirche war und ist vor und nach dem Konzil dieselbe eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, die sich auf dem Weg durch die Zeiten befindet; sie „schreitet zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilger-

---

weg dahin“ und verkündet den Tod des Herrn, bis er wiederkommt (vgl. *Lumen gentium*, 8). Wenn jemand erwartet hatte, dass das grundsätzliche „Ja“ zur Moderne alle Spannungen lösen und die so erlangte „Öffnung gegenüber der Welt“ alles in reine Harmonie verwandeln würde, dann hatte er die inneren Spannungen und auch die Widersprüche innerhalb der Moderne unterschätzt; er hatte die gefährliche Schwäche der menschlichen Natur unterschätzt, die in allen Geschichtsperioden und in jedem historischen Kontext eine Bedrohung für den Weg des Menschen darstellt. Diese Gefahren sind durch das Vorhandensein neuer Möglichkeiten und durch die neue Macht des Menschen über die Materie und über sich selbst nicht verschwunden, sondern sie nehmen im Gegenteil neue Ausmaße an: Dies zeigt ein Blick auf die gegenwärtige Geschichte sehr deutlich. Auch in unserer Zeit bleibt die Kirche ein „Zeichen, dem widersprochen wird“ (*Lk 2,34*) – diesen Titel hatte Papst Johannes Paul II. nicht ohne Grund noch als Kardinal den Exerzitien gegeben, die er 1976 für Papst Paul VI. und die Römische Kurie hielt. Es konnte nicht die Absicht des Konzils sein, diesen Widerspruch des Evangeliums gegen die Gefahren und Irrtümer des Menschen aufzuheben. Zweifellos wollte es dagegen Gegensätze beseitigen, die auf Irrtümern beruhten oder überflüssig waren, um unserer Welt den Anspruch des Evangeliums in seiner ganzen Größe und Klarheit zu zeigen. Der Schritt, den das Konzil getan hat, um auf die Moderne zuzugehen, und der sehr unzulänglich als „Öffnung gegenüber der Welt“ bezeichnet wurde, gehört letztendlich zum nie endenden Problem des Verhältnisses von Glauben und Vernunft, das immer wieder neue Formen annimmt. Die Situation, der das Konzil gegenüberstand, kann man ohne weiteres mit Vorkommnissen früherer Epochen vergleichen. Der hl. Petrus hatte in seinem ersten Brief die Christen ermahnt, bereit zu sein, jedem eine Antwort („*apologia*“) zu geben, der sie nach ihrem „logos“, nach dem Grund

für ihren Glauben, frage (vgl. 3,15). Das hieß, dass der biblische Glaube mit der griechischen Kultur ins Gespräch treten, eine Beziehung zu ihr aufbauen und durch deren Deutung lernen musste, sowohl das Trennende als auch die Berührungspunkte und Affinitäten unter ihnen in der einen gottgegebenen Vernunft zu erkennen. Als im 13. Jahrhundert durch jüdische und arabische Philosophen das aristotelische Gedankengut mit dem mittelalterlichen Christentum, das in der platonischen Tradition stand, in Berührung kam, und Glaube und Vernunft Gefahr liefen, in unüberwindlichen Widerspruch zueinander zu treten, war es vor allem der hl. Thomas von Aquin, der im Aufeinandertreffen von Glauben und aristotelischer Philosophie eine Vermittlerrolle einnahm und so den Glauben in positive Beziehung stellte zu der Form der vernunftgemäßen Argumentation, die zu seiner Zeit herrschte. Das mühsame Streitgespräch zwischen moderner Vernunft und christlichem Glauben, das mit dem Prozess gegen Galilei zuerst unter negativem Vorzeichen begonnen hatte, kannte natürlich viele Phasen, aber mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil kam die Stunde, in der ein Überdenken auf breiter Basis erforderlich geworden war. Sein Inhalt ist in den Konzilstexten natürlich nur in groben Zügen dargelegt, aber die Richtung ist damit im Wesentlichen festgelegt, so dass der Dialog zwischen Vernunft und Glauben, der heute besonders wichtig ist, aufgrund des Zweiten Vaticanums seine Orientierung gefunden hat. Jetzt muss dieser Dialog weitergeführt werden, und zwar mit großer Offenheit des Geistes, aber auch mit der klaren Unterscheidung der Geister, was die Welt aus gutem Grund gerade in diesem Augenblick von uns erwartet. So können wir heute mit Dankbarkeit auf das Zweite Vatikanische Konzil zurückblicken: Wenn wir es mit Hilfe der richtigen Hermeneutik lesen und rezipieren, dann kann es eine große Kraft für die stets notwendige Erneuerung der Kirche sein und immer mehr zu einer solchen Kraft werden.

Abschließend muss ich vielleicht noch jenen *19. April* dieses Jahres erwähnen, an dem das Kardinalskollegium mich zu meinem nicht geringen Schrecken zum Nachfolger von Papst Johannes Paul II., zum Nachfolger des hl. Petrus auf dem Bischofsstuhl von Rom, gewählt hat. Eine solche Aufgabe lag jenseits all dessen, was ich mir jemals als meine Berufung hätte vorstellen können. So konnte ich nur mit einem tiefen Akt des Vertrauens auf Gott im Gehorsam mein „Ja“ zu dieser Wahl sagen. Wie damals, so bitte ich auch heute euch alle um euer Gebet, auf dessen Kraft und Hilfe ich zähle. Gleichzeitig möchte ich in dieser Stunde all jenen von Herzen danken, die mich mit soviel Vertrauen, Güte und Verständnis aufgenommen haben und mich noch immer aufnehmen und mich tagtäglich mit ihrem Gebet begleiten.

Das Weihnachtsfest ist schon nahe. Gott, der Herr, ist den Gefahren, die in der Geschichte drohten, nicht mit äußerer Gewalt entgegengetreten, wie wir Menschen es aus unserer weltlichen Perspektive heraus erwartet hätten. Seine Waffe ist die Güte. Er hat sich als Kind offenbart, das in einem Stall geboren wurde. Genau so tritt er mit seiner ganz anders gearteten Macht der zerstörerischen Gewalt entgegen. Genau so rettet er uns. Genau so zeigt er uns das, was Rettung bringt. Wir wollen ihm in diesen Weihnachtstagen wie die Hirten und die Weisen aus dem Morgenland vertrauensvoll entgegengehen. Bitten wir Maria, uns zum Herrn zu führen. Bitten wir ihn selbst, dass er sein Angesicht über uns leuchten lasse. Bitten wir ihn, dass er die Gewalt in der Welt überwinden und uns die Macht seiner Güte erfahren lassen möge. Mit diesen Empfindungen erteile ich euch allen von Herzen den Apostolischen Segen.